



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Der Sohn des Bannerherrn

---

# Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

Fortsetzung

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

## V. Die Flucht

Am folgenden Morgen bot das kleine Zug einen kriegerischen Anblick. In aller Frühe holten die Geschützmeister die Feldschlangen, Beutestücke aus dem Burgunderkriege, aus dem Zeughause hervor und pflanzten sie auf ihren schwerfälligen, vierrädertigen Wagen auf dem Platze unter den Linden auf. Die Munitionswagen fuhren zum Pulverturme, wo die mit Eisen beschlagenen Kisten vorsichtig mit Pulver gefüllt wurden, nicht ohne daß die Männer vorher einen frommen Spruch gebetet hätten. Von Patronen hatte man dazumal noch keinen Begriff; der Geschützmeister schöpfte mit einem Gefäße so viel, als ihm nötig schien, aus dem Kisten und goß es in das Geschützrohr; dann trieben die Knechte einen Pfropfen Werg nach, und zuletzt kam eine Anzahl faustgroßer Kieselsteine. Kugeln waren ebenfalls noch wenig im Gebrauche. Inzwischen wurden die Hafenbüchsen unter Aufsicht eines erfahrenen Schloffermeisters geprüft, gereinigt und geladen. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Gewaffneten. Am Nachmittage rückte das Banner von Schwyz ein, rüstige kraftvolle Gestalten aus den Bergen und dem wilden Tale der Muota, und bald nachher landeten bei Fackelschein die Schiffe, welche die Männer von Unterwalden über den See getragen — hoch wehte das Schlüsselbanner. Tief in der Nacht kam das Banner von Luzern mit zahlreichem Kriegsvolke und Geschütz; fast zu gleicher Zeit zogen die Urner von der Oberwyler Seite her in das Städtchen ein.

Das war ein Drängen und Treiben auf den Straßen und Plätzen! Die Häuser konnten dem Kriegsvolke kein genügendes Unterkommen bieten; so lagerten große Scharen unter freiem Himmel. Hellflackernde Feuer warfen ihren roten Schein auf die bunten Gruppen. Die Leute waren guter Dinge. Der Wein, der aus dem Rathauskeller in großen Krügen gereicht wurde, löste die Zungen; Spottlieder auf den nagelneuen Glauben ertönten, und mancher derbe Witz auf den Züricher Propheten wurde mit schalendem Gelächter aufgenommen.

Inzwischen hatten sich die Hauptleute und Ratsboten der katholischen Kantone auf dem Rathausaale versammelt. Dasselbst wurde der Abjagebrief an Zürich verfaßt und ausgefertigt. Während der Nacht noch trug ihn ein Bote nach der feindlichen Stadt. Der dortige Rat war nicht wenig betroffen; ein so rasches Handeln hatte man nicht erwartet, zumal alle Nachrichten seitens der Reformfreunde ausgeblieben war.

Unterdessen dämmerte der Morgen des 11. Weinmonats. In Zug riefen die Glocken von Sankt Oswald die frommen Krieger zur Feier der heiligen Messe. Das ehrwürdige Gotteshaus mit seinen hochgewölbten Schiffen war gedrängt voll von den kräftigen Männern, die, kühn und trutzig dem Feinde gegenüber, hier vor dem Herrn der Heerscharen in Demut auf den Knien lagen. Mit lauter Stimme beteten die Hauptleute den Rosenkranz vor, und die Scharen antworteten. Als das heilige Opfer zu Ende war, stiegen die Fahmenträger die Stufen zum Chore hinauf, und Pfarrer Weingärtner segnete die Banner ein. Dann richtete er ergreifende Worte an die Krieger. Oft seien sie für Freiheit und Vaterland in den Kampf gezogen, aber nie habe es ein so kostbares Gut gegolten wie heute. Handle es sich ja um den heiligen Glauben der Väter. Und er legte mit beredten Worten dar, wie die von Christus gestiftete Kirche als ein göttliches Werk nie untergehen könne. Nun sollten sie selbst urteilen, auf welcher Seite die wahre Kirche sei. Sie hätten alles bewahrt, was ihren Altvordern hehr und teuer gewesen: das hochheilige Sakrament des Altars, die Heiligkeit des Priesterstandes, die Verehrung der Mutter Gottes und der lieben Heiligen, den Gehorsam gegen die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Drüben aber habe man auf das Wort eines abtrünnigen, eiddrüchigen Priesters hin das alles mit Füßen getreten; man habe die Kirchen ausgeplündert, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, die Asche der Heiligen in den Wind gestreut. Doch könne sich der neue Prophet wahrlich weder an Gelehrsamkeit noch an Heiligkeit mit den Sau-

senden der Väter und Lehrer der Kirche, mit den Päpsten, Bischöfen und Gottesgelehrten messen! Und nun wolle man ihnen mit Gewalt diese seine neue Lehre aufdrängen. „Eidgenossen“, rief der Priester zum Schlusse, „eher Gut und Blut verlieren als das Unterpand der Seligkeit, unsern alten, heiligen, katholischen Glauben!“

Wie das Brausen der See durchlief eine gewaltige Bewegung die kriegerische Gemeinde. Dann trat der Hauptmann Hans Golder aus Luzern, der Feldoberste der katholischen Kantone, vor und verlas die uralte Kriegsordnung. Darin hieß es: „Der Mann rücke in seiner Ordnung an, bete zu Gott, und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zutun und wacker und mannlich einhauen. Will einer die Flucht ergreifen, so darf ihn sein Nachbar töten. Niemand beleidige das hilflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren.“ Die Kriegsordnung wurde beschworen; dann zog das Heer mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen vor die Stadt, um unter Waffen der Rückkehr des Boten zu harren, welcher den Absagebrief nach Zürich getragen hatte.

Hedwig stand am Fenster und schaute auf die vorüberziehenden Scharen. Man sah es der Jungfrau an, daß der Schlaf die letzten zwei Nächte ihren Augen geflohen hatte und statt dessen manche heiße Träne über ihre Wangen geflossen war. Den Tag über hatte sie Arbeit in Fülle; das Haus war voll von vornehmen Gästen, Bekannten des Vaters von Feldzügen und Tagelohnungen her, und sie mußte die Wirtin machen. So zwang sie sich, vor den Fremden fröhlich und munter zu sein; aber es gelang ihr nur halb, und der Bannerherr Sonnenberg aus Luzern meinte, ob dem Fräulein vielleicht ein lieber Bräutigam mit in den Krieg ziehe? Das war es nun nicht; der Bruder, der droben im Baarer-turme gefangen lag, schwebte der Liebenden Schwester stets vor der Seele. Sie hatte ihm gestern durch den alten Wunibald ein kleines Brieflein zugeschickt, aber keine Antwort von Wolfgang erhalten. Es ahnte ihr, die Gefangennahme habe eine schlimme Wirkung auf den Bruder geübt.

So war es in der Tat. Wolfgang war die ersten Stunden seiner Gefangenschaft außer sich vor Zorn und Aufregung. Als dann der Sturm etwas ausgetobt

hatte, zog ein anderes, peinliches Gefühl, das er bisher noch selten empfunden, in seine Brust ein — Furcht. Er dachte nämlich über die Ursache seiner Verhaftung nach; da kam ihm statt des wahren Grundes plötzlich in den Sinn: „Mein Vater hat im letzten Augenblicke noch von den Zusammenkünften in der Fischerstube gehört; meine heimlichen Gänge nach Zürich sind entdeckt, und der Verdacht des Vaterlandsverrates lastet auf mir.“ Die Phantasie des Jünglings griff diesen Gedanken auf und spann ihn in ängstlichen Bildern weiter. Er sah sich vor Gericht gestellt; er hörte die Unschuldigung des Ammanns Toß; er konnte nicht erwidern als Leugnen. Aber er wußte, was ihm nach dem strengen Gerichtsverfahren jener Zeit bevorstand — die Folter, und er erschauerte bis in das Mark seiner Gebeine.

Am nördlichen Endpunkte des Halbkreises, den die Mauern der Altstadt beschrieben, stand damals und steht noch heute am Seeufer ein finsterner, vier-eckiger Turm, im Volksmunde der Raibenturm genannt. Dort waren in dunklen Gewölben die Gefängnisse der todeswürdigen Verbrecher; dort befand sich auch die Folterkammer mit ihren jetzt noch Schauer erregenden Vorrichtungen. Dabin eilte die Phantasie des Gefangenen, und schon der Gedanke an die Möglichkeit trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst suchte er Ruhe; der Schlummer floh seine Augen. Zu den ängstlichen Bildern seiner Phantasie gesellte sich das Ungewohnte seines Nachtquartiers. Die Turmuhr über ihm rasselte, das Räderwerk schnarrte, der schwere Pendel hakte seinen geräuschvollen Gang, und dann schnurrte wieder das Schlagwerk und fiel der Hammer und dröhnte die Stundenglocke.

Wie froh war Wolfgang, als der späte Herbstmorgen endlich anbrach! Es wurde lebendig drunten in den Gassen; der Gefangene setzte sich an das schmale Turm-fensterchen und schaute hinab. Wie er nun die kriegerischen Zurüstungen sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Binnen weniger Tage“, tröstete er sich, „müssen ja die Züricher kommen und mich befreien; dann wird mein Vater sehen, wer recht hatte — ich, der ich den Frieden mit dem mächtigen Zürich wahren wollte, oder der, der durch sein trotziges Festhalten dieses Unglücks über unser Land heraufbeschwor.“

Der alte Munibald kam und brachte Wolfgang Speise und Trank. Wie erschrad der Geselle, als er den Gefangenen erkannte, von dem ihm die Wächter berichtet hatten, seine Eintürmung müsse ganz geheim bleiben! Und sein Schrecken wurde noch größer, als er von Wolfgang die mutmaßliche Ursache der Verhaftung erfuhr.

„Es wird schon so sein“, sagte der alte, und die Knie zitterten ihm sichtlich. „Da werde ich wohl auch in meinen alten Tagen vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt werden.“

Der Jüngling beruhigte den Torwart; er hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. „Mit etwas Mut und Klugheit“, sagte er, „wird es wohl nicht so weit kommen. Ich wette zehn gegen eins, die Züricher siegen, und dann haben wir nichts zu fürchten. Sollten sie aber geschlagen werden, dann freilich möchte es das Beste sein, wenn wir zwei Zug beizeiten Lebewohl sagten. Und das kann ja so schwer nicht sein, da unsere hochweisen Herren dir den Schlüssel des Turmes anvertrauten.“

Von da an war Wolfgang guten Mutes. Am Abende erhielt er durch den alten Turmwart das Briefchen Hedwigs. Sie beschwor ihn, reumütig zum Vater zurückzukehren und mit ihm in den Kampf zu ziehen. „Es ist zu spät“, sagte der Gefangene.

Am folgenden Tage riefen ihn die schrillen Söhne der Querpfeisen und das Wirbeln der Trommeln an das Turmfenster. Das Heer zog kampfbereit die Neugasse herunter. Die wallenden Banner, die fliegenden Fähnlein, die im Sonnenschein schimmernden Rüstungen der Führer, das bunte Gemenge der in Schritt und Tritt nachdrängenden Scharen mit ihrer mannigfachen, seltsamen Bewaffnung — breite, manns hohe Schlachtschwerter, blanke Hellebarden, schwere Piken, lange Spieße, wuchtige Morgensterne starrten aus der Menge hervor — das alles war ein farbenreicher, kriegerischer Anblick. Die Geschütze auf vierräderigen Wagen und die Schar der Hakenschützen schlossen den Zug. Dann sah Wolfgang, wie ein staubbedeckter Bote von Baar her kam, wie er den Hauptleuten Meldung machte und wie alsbald der Befehl zum Ausbruch gegeben wurde. Das Heer zog ab; er hörte, wie unter ihm das Stadttor geschlossen und die Zugbrücke knarrend emporgezogen wurde.

Die Straßen des Städtchens, eben noch so belebt, schienen wie ausgestorben. Alle waffenfähige Mannschaft war fort; die Zurückgebliebenen, Greise, Frauen und Kinder, füllten entweder die Kirchen oder lagen in den Häusern auf den Knien, betend für das Leben eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten und für den Sieg des heiligen Glaubens.

Eine bange Ruhe lagerte über der sonst so fröhlichen Ortschaft und stach seltsam ab gegen den hellen, sonnigen Herbstnachmittag. Die Berge schauten hehr und ruhig aus ihren blauen Höhen herab; der See lag friedlich wie ein klarer Spiegel in der Tiefe; Zugvögel steuerten hoch darüber hin dem wärmeren Süden zu, und die Sonne senkte sich langsam und farbenprächtigt. Jetzt stieg sie hinter den westlichen Höhen hinab; kleine Wölkchen, welche sie mit Purpur und Gold überhauchte, zeigten die Stelle, wo sie verschwunden. Aber auch diese erbleichten, und nur die Gletscher des Berner Oberlandes, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Finsteraarhorn, von den Sonnenstrahlen noch erreicht, glühten und flammten wie flüssiges Metall.

Und dieselbe Sonne, welche die Abendwolken und die Firne der Hochalpen mit Purpur übergoß, sah Blut in Strömen fließen und leuchtete dem bitteren Todeskampfe, in welchem manch junges Leben rang!

Die Nacht war gekommen. Man hatte in Zug noch keine Nachricht. Daß geschlagen wurde, wußte man: ein frischer Nordwind hatte das Dröhnen des Geschützes seit vier Uhr von der kaum zwei Stunden entfernten Grenze herübergeweht. Mit Einbruch der Dunkelheit war alles ruhig geworden. Da auf einmal hörte man die Glocken von Baar — war es Sieg oder Sturm? Eine Viertelstunde später kamen Reiter, und wie der Blitz verbreitete sich die Kunde: „Sieg! Sieg!“ Da hob ein fröhliches Läuten an von allen Türmen, und Freuden schüsse erdröhnten, und Feuerzeichen auf den Bergen trugen am selben Abende noch die Siegeskunde in die Täler von Schwyz und weit hinein in das Gebirge von Uri und Unterwalden.

Niemand kam diese Nachricht unerwarteter als Wolfgang. Sein langer Aufenthalt in Zürich hatte ihm eine hohe Meinung von der Macht der stolzen Stadt und Geringschätzung der kleinen Kantone eingesflößt; so konnte er dem

alten Wunibald kaum Glauben schenken, als derselbe die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Züricher brachte. „Wie gesagt“, wiederholte der Turmwart, „sie sind vollständig besiegt; alles Geschütz und viele Juntsfähnlein sind erobert; mit Not konnten sie das Hauptbanner retten.“

„Dann müssen wir fort von hier“, sagte der Gefangene.

„Lieber junger Herr“, erwiderte der alte Turmwart, „ganz ehrlich ist der Handel nicht, den wir da vorhaben, und fast wollt' ich mich lieber vor das hochpeinliche Halsgericht stellen als zum Feinde überlaufen. Aber da es meinem Wolfgang ans Leben geht, bring' ich es nicht über mein Herz, nein zu sagen — Gott möge es mir verzeihen!“

„Du bist also bereit?“ fragte der Sohn des Bannerherrn.

„Je nun, ja. Ich werde den jungen Herrn nach Mitternacht holen.“

„Und wo kommen wir aus dem Städtchen?“

„Jedenfalls durch kein Thor; sie sind alle scharf bewacht. Wir werden es wohl mit einem Rahne probieren müssen.“

„Gut denn, nach Mitternacht“, sagte der Jüngling, und der Alte ging.

Es war gegen zehn Uhr, als dieses Gespräch geführt wurde. Die Minuten schlichen dem Gefangenen wie Stunden dahin, bis die zur Flucht bezeichnete Zeit kam. Er trat an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Vom Himmel her blickten die Sterne auf die traumselige Erde herab; das Städtchen lag in dunklen Umrissen vor ihm. Da drüben sah er den Giebel seines elterlichen Hauses ragen. Wenn Hedwig ahnte, was er vorhatte? Er wandte sein Auge nach einer andern Seite; dort oben lag Sanft Michael — dort schlummerte seine selige Mutter. „Wenn sie weiß, wie es ihrem Wolfgang geht?“ Es wurde ihm weich um das Herz; eine Träne trat in sein Auge. So spricht die Gnade zum Menschenherzen; aber der Mensch ist nur zu geneigt, ihre Sprache zu überhören und sich den Einflüsterungen der Leidenschaft hinzugeben.

Die Gnade redete laut im Herzen des Jünglings, und beinahe hätte der gute Engel gesiegt. Aber da trat das Bild des strengen Vaters vor seine Seele, wie er ihn in flammendem Zorne von sich gestoßen. „Ich kann nicht zurück!“ presste der Unglückliche hervor. „Schwefter, Mutter, verzeiht mir! Agnes wird mir

euch ersetzen, und in Edlibachs Hause werde ich eine neue Heimat finden.“

„Und dein Glaube?“ fragte die Stimme seines Gewissens.

Da mahnte die Turmuhr an Mitternacht. Wolfgang fuhr zusammen. Er horchte — alles war still; nur drunten in der Thorstube tönte noch der Lärm und das schallende Gelächter zechender Stadtknechte. Jetzt kamen leise Tritte die Treppe herauf; die Falltüre öffnete sich. „Seid Ihr bereit?“ wurde gefragt.

„Ja, Wunibald. Wie kommen wir an der Thorstube vorbei?“

„Habt keine Sorgen! Die Knechte haben sich alle ob des Sieges gütlich getan; sie werden uns keine Umstände machen.“

Leise schlichen die beiden die Wendeltreppe hinab. Jetzt kamen sie bei der letzten Wendung der Thorstube nahe; die Türe stand angelweit offen; helles Licht fiel auf den engen Gang, durch welchen die Fliehenden gehen mußten.

„Fatal“, brummte der Alte; „müssen sie gerade jetzt die Türe geöffnet haben!“

„Der Schlüssel steckt ja im Schlosse“, sagte Wolfgang, und mit einem Sprunge hatte er die Türe erreicht, schlug sie hallend in das Schloß, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, schob den Riegel vor und rief: „Jetzt fort!“

Die Stadtknechte waren wie vom Blitze gerührt. Der eine stieß im Schreck den Mofikrug um, daß er klirrend auf den Boden stürzte. „Es hat sich einer gekündet“, sagte er und bezeichnete sich zitternd mit dem Kreuze.

„Hm“, sagte ein anderer, „ich glaube nicht, daß es eine arme Seele war; ich meine, 's ist oben einer ausgesprungen. Ich sah einen Kerl wie das Wetterleuchten die Treppe herunterstürmen.“

„Ja, dann müssen wir ihm halt nach“, schloß der dritte und machte eine Anstrengung, sich zu erheben; aber taumelnd fiel er auf seine Bank zurück. „Das kommt davon, wenn man sich in Dienst und Amt fürs Vaterland die Beine so müde läuft, daß sie einen nicht mehr tragen!“

„Verwünscht — wir sind eingesperrt“, schrie der erstere. „He, zu Hilfe! Zu Hilfe den Wächtern dieser frommen Stadt!“ stimmte nun das würdige Kleeblatt an.

Inzwischen hatten die beiden Flüchtlinge glücklich die Schiffgelände erreicht, sprangen in einen Kahn und fuhren sachte an den Palisaden hin, welche die Stadt von der Seeseite schützten. Jetzt

hatten sie den Durchgang erreicht; aber eine Kette sperrte ihn.

„Gut, daß ich mich vorgeesehen“, brummte Wunibald. „Hier ist eine Feile. Treibt den Rahn hart an den Pfosten hin — so; da, die He muß durch.“

Der Jüngling setzte an und arbeitete hastig.

„Sie packt gut; ein paar Minuten, und alles ist in Ordnung“, sagte er.

Aber die Feile gab einen schrillen Ton durch die ruhige Nacht hin. Der alte Turmwart erschrak und horchte ängstlich,

ob das Geräusch sie nicht verrate. Da schien es ihm, als höre er Schritte:

„Um Gottes willen macht leise! Man kommt über den Platz gelaufen; weiß der Ruckuck, man hat uns auf dem Schänzchen bemerkt; der Wächter stößt ins Horn —“

Da sprang die Kette klirrend entzwei.

„Sie sollen uns einholen, wenn sie können!“ rief Wolfgang, und von wuchtigen Ruderschlägen getrieben, schoß der leichte Rahn über die dunkle Wasserfläche hin und landete bald bei der Sägemühle an der Mündung des Abaches.

## VI. Das Opfer der Schwester

Als Hedwig des andern Morgens nach Unserer Lieben Frauen Kapellen in der Altstadt zur heiligen Messe ging, hörte sie von einer Nachbarin, es sei letzte Nacht am Baarertore etwas Schreckliches vorgefallen. Die drei Wächter seien, man wisse gar nicht wie, in der Tortube eingeschlossen worden; die Türe sei verbergt, man habe sie wenigstens bis jetzt nicht öffnen können, und was das greulichste sei — das dürfe man aber nicht laut sagen —, der alte Wunibald sei spurlos verschwunden. Man meine, der Leibhaftige habe den Turmwart mit Haut und Haaren geholt; es gehe auch schon lange das Gerede, der Alte habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt und sei hieb- und stichfest. Man habe zwar auch behauptet, es sei ein Gefangener entsprungen; aber es habe ja seit Jahr und Tag keiner in dem Baarerturm gefessen.

Hedwig wurde leichenblaß bei dieser Nachricht. Die Nachbarin schrieb es ihrem Berichte über das rätselhafte Verschwinden Wunibalds zu; aber der Gedanke, daß der Bruder zum Feinde übergegangen sei, machte sie erbleichen.

Das Städtchen Zug war dazumal voller Siegesjubel. Man erzählte sich die Einzelheiten des Kampfes, wie der Pfarrer Weingärtner, vormalig Konventherr von Rappel und daher der Gegend wohl kundig, die Katholischen durch einen Wald dem feindlichen Lager in die Flanke führte, wie dann tapfer und männlich gestritten worden, und wie Zwingli, der Urheber des ganzen Krieges, gefallen sei und seinen Lohn empfangen habe. Auch des Bannerherrn Rolin und seiner Tapferkeit wurde dabei mit vielem Lobe gedacht.

Als die drei Tage vorüber waren,

während welcher das siegreiche Heer nach alter Schweizer Sitte auf der Walfstatt verweilte, kam der Bannerherr nach Zug, um seinem Sohne Verzeihung anzubieten, wenn er jetzt wenigstens sich auf die Seite seines Landes stellen wolle. Wer schildert seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm Hedwig unter Tränen die Flucht des Bruders berichtete! In seiner Bitterkeit setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen, in dem er seinen Sohn feierlich enterbte.

Kurze Zeit darauf waffnete er sich wieder; Hedwig mußte ihm den Panzer festschnallen. Als der Bannerherr in voller Rüstung dastand, sagte er: „Ich muß jetzt für zwei kämpfen, da sich mein Sohn weigert, für unser heiliges Recht einzustehen. Vielleicht ist es mir noch vergönnt, mit meinem Blute den Schandfleck wegzuwaschen, womit Wolfgang meinen ehrlichen Namen entehrt hat.“ Damit ritt er fort.

Mit dem Siege von Rappel war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst jetzt bot Zürich alle seine Streitkräfte auf; das mächtige Bern rüstete; von allen Seiten, von den Graubündner Alpen hinab bis ins Elß, schickten die Gleichgesinnten den Reformierten Hilfstruppen, und binnen einer Woche war ihr Heer dem der katholischen Kantone um das Dreifache überlegen. Die Katholischen mußten sich zurückziehen; sie nahmen bei Inwil an der Halde des Zugerberges eine treffliche Stellung und besetzten dieselbe. Ein vorgeschobener Posten hielt die Baarerburg besetzt. Auf dem Höhenzuge nördlich von Baar, die Oberen genannt, hatten sich die Züricher gelagert; manche Kugel wurde über das breite Tal hinweg von hüben und drüben gewechselt.

Mit jedem Tage stand eine entscheidende Schlacht bevor.

In dieser Zeit banger Erwartung war das Gotteshaus Maria-Einsiedeln von vielen Pilgern besucht. Frauen mit ihren Kindern waren es namentlich, welche aus den katholischen Gauen im stillen Waldtal zusammenströmten, um für das Land, für ihren im Felde liegenden Gatten und Väter Hilfe und Schutz zu erflehen. In bunten Gruppen lagen die Wallfahrer vor der Gnadenkapelle auf den Knien. Lautes Gebet, jetzt einzelner Stimmen, dann ganzer Scharen, schallte durch die Hallen der Kirche. Bittgesänge ertönten, und Litaneien wurden im Wechselschore gebetet, und Gesang und Litaneien verwebend schlang sich um alles das laute, andächtige Gebet des heiligen Rosenkranzes. Eben war wieder eine Schar — Unterwäldener waren es — zum Gnadenbilde vorgebrungen, und eine klare Knabenstimme sang folgende Strophe:

„O Mutter aller Barmherzigkeit!  
Mit Fürbitt' sei uns allzeit bereit.  
In Nöten komm zu Hilfe bald  
Unserer Landschaft ob und nid dem Wald,

Und hab in deiner treuen Hut  
Unser Banner und Land, Leib, Ehr' und Gut,  
Durch deines Kindes angstvoll Sterben  
und Blut.“

Es war Abend geworden. Die Mönche hatten im Chore die Vesper gesungen, und die süßen Söhne des Salve Regina waren verhallt. Die Schatten der Dämmerung füllten das Schiff: nur das Gnadenbild strahlte noch, vom milden Scheine zahlreicher Lampen erhellt. Zu seinen Füßen kniete eine junge Frauengestalt; ihr Antlitz glühte in heiliger Andacht, wenn sie das Auge zum Bilde der Gnadenvollen erhob. „O Mutter aller Barmherzigkeit“, flehte auch sie, „ziehe deine schützende Hand nicht von ihm zurück! Laß den armen Bruder die Macht deiner Erbarmung fühlen, um des Blutes deines eingeborenen Sohnes willen!“

Die Pilger entfernten sich, um in den Herbergen des Dorfes die Nachtruhe zu pflegen. Hedwig allein — denn sie war die fromme Beterin vor dem Gnadenbilde — blieb zurück. „Heilige Maria“, sagte sie, „was soll ich dir zu Ehren geloben, wenn du mir meinen Bruder zurückführst? Gerne wollte ich mit meinem Leben seine Seele erkaufen.“

Und plötzlich erfaßte ein Gedanke ihr Innerstes; es war wie eine Stimme, die deutlich und klar in ihrer Seele fragte: „Willst du als Opfer für deinen Bruder die Braut meines Sohnes werden?“

Die Jungfrau zitterte. Schon oftmals war ihr der Gedanke gekommen, als Braut Christi ihre Tage einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Von Jugend an, seit dem Tode der Mutter, war dieser fromme Zug ihrer Seele eigen. In diesem Augenblicke aber trat der Gedanke, sie wußte nicht wie, so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich seiner nicht ent schlagen konnte. „Bringe das Opfer!“ rief es in ihrem Innern. Sie wollte be-  
ten, aber die Ruhe des Herzens fehlte; ein harter Kampf entbrannte zwischen Natur und Gnade.

Da nahte sich der Bruder Sakristan, eine ehrwürdige Gestalt mit milden Zügen, den schweren Schlüsselbund am Gürtel. „Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe“, mahnte er die in Andacht versunkene Jungfrau.

Hedwig erhob sich und folgte dem Mönche. An der Türe sagte sie schüch-  
tern zu dem Greise: „Betet für ein armes beängstigtes Mädchen und“ — ihre Stimme stockte — „für einen verlorenen Sohn.“

„Deren gibt es heutzutage viel“, erwiderte der Greis. „Empfehet ihn unserer mächtigen Frau; sie ist die Zuflucht der Sünder.“

„Lasset auch in meiner Meinung drei heilige Messen lesen; zwei am Altare Unserer Lieben Frau und eine zu Ehren Sanct Wolfgangs.“

„Gott segne Euch, und was das Herz auch beschwert, die heilige Jungfrau möge Euch trösten!“

Am folgenden Morgen in der Frühe, lange vor Tagesanbruch war Hedwig wieder im Gotteshause. Die Mönche im Chor hatten die Laudes gesungen; die Kerzen auf den Altären wurden angezündet, und von drei Uhr bis gegen Mittag reichte sich Meßopfer an Meßopfer. Hedwig nahte sich einem Beichtstuhle. Zu den Füßen eines ehrwürdigen Priestergreises kniete sie nieder und erschloß dem Stellvertreter Christi ihr ganzes Herz mit seinen Schwächen und Zweifeln. Der Priester waltete seines göttlichen Amtes, und die Jungfrau empfand den ganzen Trost, den das hl. Bußgericht dem gläubigen Katholiken spendet. Alle Zweifel waren aus ihrem

Herzen geschwunden, und klar und hell drang es in ihre Brust wie das Glockengeläute eines schönen, ruhigen Sonntagmorgens.

Sie hörte nun am Gnadenaltare die heilige Messe. Als der Priester sich dem Volke zuwandte, um die heilige Opfergabe, Jesus Christus selber mit Gottheit und Menschheit unter den unscheinbaren Gestalten des Brotes, als Seelenspeise zur Nahrung zu bieten, nahte auch Hedwig dem himmlischen Tische und empfing den göttlichen Gast in ihr reines jungfräuliches Herz. Und sie betete das fromme Gebet, das ihre selige Mutter sie gelehrt, als sie zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutrat:

„Jest bist du mein, jest bin ich dein,  
O Jesu, Herr und Heiland mein!  
Du bist in mir, ich bin in dir,  
Daß es so bleibe für und für!“

Da machte sie das Gelübde, als Opfer für die Seele ihres Bruders der Welt zu entsagen und als Braut Christi den Schleier zu nehmen.

Und das Opfer stieg wie eine süße Weihrauchwolke auf zum Throne des Lammes, und gleich mildem Tau senkte sich Trost und Friede in ihr Herz.

Wie ganz anders war es dazumal Wolfgang zu Mute!

Er hatte glücklich mit dem alten Wunibald Zürich erreicht. Laut schlug sein Herz, als er an Edlibachs Türe klopfte. Er sollte ja Agnes wiederssehen, und sie mußte nun seine Braut werden! Denn Edlibach konnte ihm — so dachte sich der Jüngling — seine Tochter nicht verweigern, nachdem er ihretwegen aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde. Die alte Regula öffnete.

„Wo ist Agnes, wo ist Edlibach?“ rief der Jüngling.

„O du meine Liebe!“ sagte die Alte. „Wolfgang, seid Ihr es? Und Ihr wagt es, nach Zürich zu kommen, nachdem Ihr die Unfern so gräßlich geschlagen? Aber nur herein, daß Euch niemand sieht. Es ist ihm recht geschehen, man darf es nur nicht laut sagen; es ist ihm ganz recht geschehen, dem Zwingli! Er hat immer vom Kriege geschrien und gepredigt; jest hat er seinen Lohn. Ihm gonn' ich es“, eiterrte die Alte; „aber so mancher ehrliche Züricher hat mit ihm die Fehde bezahlen müssen. Ja, wenn sie doch wenigstens nur im alten Glauben gestorben wären, so möchte noch ihren Seelen wohl sein; aber so — nein, ich wollte nicht mit ihnen tauschen.“

„Ich fragte dich, wo der Herr Säckelmeister und Agnes sei“, unterbrach Wolfgang ungeduldig den Redefluß der alten Regula.

„O, der Herr Säckelmeister ist nicht zu Hause. Die alte Regula würde sich wohl hüten, in dieser Weise laut zu denken, wenn er im Hause wäre; ich glaube, er würde mich ungeachtet meines vierzigjährigen treuen Dienstes heute noch vor die Türe setzen. Der Herr Säckelmeister ist im Lager oder ist nach Bern, oder nach St. Gallen, oder nach Graubünden — was weiß ich, wo er ist! Er sagt mir nicht mehr, obschon er wissen könnte, daß ich keine Plaudertasche bin. Er ist Tag und Nacht tätig, ein neues Heer gegen die Katholiken auf die Beine zu bringen. Und Agnes ist auch nicht hier; der Vater hat sie zur Base Almei nach Winterthur getan — o das hat nichts zu sagen, ich will Euch schon bewirten. Aber was wollt Ihr denn bei uns in Zürich? Ich glaubte Euch im Lager der Kantone. Und du lieber Himmel, wie Ihr ausseht! Das schöne Wams zerrissen, die Federn des Barretts geknickt! So dürftet Ihr in keinem Falle vor Fräulein Agnes hintreten; es ist ein Glück, daß sie nicht da ist; Ihr würdet Euch hübsch neben dem Junker Frei ausnehmen, der jest so oft ins Haus kommt —“

„Der Frei? Was tut denn der Frei hier im Hause?“ rief der Jüngling.

„Ih du meine Güte! er macht ihr den Hof; die jungen Herren machen ihr alle den Hof —“

„Das duldet Agnes nicht!“

„O, da ist seit zwei Jahren auch manches anders geworden, seit Ihr nicht mehr hier wohnt. Agnes weiß jest, daß sie das schönste Fräulein in Zürich ist, und versteht das Köpschen danach zu tragen.“

„Schweig, Regula, du redest abscheulich! Es ist nicht wahr, was du redest! — Und wenn es wahr wäre — es müßte mich wahnsinnig machen! Wisse, daß ich von meinem Vater verstoßen und aus Zug geflohen bin um Agnes' willen. Agnes hat mir ihre Hand versprochen; sage also um Gottes willen, daß deine Rede nicht wahr sei.“ Hestig faßte der Jüngling bei diesen Worten den Arm der Alten.

„Was sagt Ihr?“ rief diese erblichend. „Ihr habt die Eltern verlassen um Agnes' willen?“ Sofort aber fügte sie sich fassend bei: „Dann, dann werde ich mich wohl getäuscht haben; wenn sie

Euch ihre Hand versprochen hat, so wird sie wohl ihr Versprechen lösen.“

Aber der schmerzliche Pfeil blieb im Herzen des Jünglings haften. „Sollte es wirklich so sein?“ fragte er sich hundertmal des Tages, und immer antwortete er: „Nein, nein, es ist unmöglich!“ Auf seiner Kammer war alles noch wie vor Jahren. Er schaute zum Fenster hinaus, und sein Blick fiel auf den steinernen Karl drüben am Münsterturme. Da erinnerte er sich an jene Nacht vor dem Scheiden von Zürich. War er jetzt im selben Schiffe mit Agnes und Edlibach, und sollte sich sein seltsamer Traum bewahrheiten?

Die nächsten Tage brachten kriegerisches Leben in die Stadt. Ein zahlreiches Heer, bei zwölftausend Mann aus dem Zürichgau, Toggenburg, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Gotteshausleute von Sankt Gallen, zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, zweiundzwanzig Geschütze auf Rädern mit sich führend der Grenze zu. Der Rat von Zürich hatte diesen Pomp veranlaßt, um die seit der Niederlage bei Rappel gedrückte Stimmung zu verscheuchen. Auch Wolfgang war vor das Rennwegtor hinausgegangen, um den Vorbeimarsch des Heeres mitanzusehen.

Dann kam eines Abends Hans Edlibach plötzlich heim. „Wie, Wolfgang, du hier?“ rief er, als ihm der Jüngling grüßend entgegnete.

„Wie Ihr seht“, erwiderte dieser und erzählte in Kürze die Ereignisse, welche ihn nach Zürich getrieben hatten.

„Also verstoßen und landesflüchtig“, sagte der Säckelmeister. Er hatte nie gedacht, daß das Spiel, welches er mit dem Jünglinge getrieben, so ernst enden würde. Er wollte ihn für seine politischen Zwecke benutzen und zugleich den Schimpf rächen, den ihm der Bannerherr Kolin angetan. Jetzt, da er die Folgen seiner

Ränke sah, wandelte ihn fast Mitleid an mit dem Sohne seines Feindes, den er früher geliebt hatte. „Was willst du jetzt anfangen?“ fragte er Wolfgang. „Zurück kannst du nicht mehr — sie möchten dir sonst deinen Kopf vor die Füße legen. Willst du nun der Unsere sein?“

„Mit dem letzten Tropfen meines Blutes unter der Bedingung, daß Ihr den Kantonen die neue Lehre nicht aufzwingt, und daß Ihr mir die Hand Eurer Tochter zusagt.“

„Man wird nur verlangen, daß das Evangelium frei gepredigt werde. Was meine Agnes angeht“, sagte ausweichend der Patrizier, „so werde ich dem Glücke meines Kindes nichts in den Weg legen.“

Der Jüngling, der diese zweideutige Antwort nur in dem für ihn günstigen Sinne verstand, jubelte auf und sagte: „Waffnet mich! Gleich ziehe ich ins Lager, und mein Schwert soll mir das Glück verdienen, Agnes als meine Braut begrüßen zu dürfen.“

Und Wolfgang sattelte den Abend noch und ritt mit dem alten Wunibald, der seinen jungen Herrn nicht verlassen wollte, gegen Baar in das Lager der Züricher.

Der Patrizier schaute dem Wegreitenden mitleidig nach: Törichter Knabe! Einem enterbten Landesflüchtigen reicht Edlibachs Tochter ihre Hand nie und nimmer.“

Fast zur selben Stunde, in der dieses entscheidende Gespräch zwischen Wolfgang und dem Säckelmeister stattfand, kam Hedwig von ihrer Wallfahrt nach Zug zurück.

„Ich habe meinen Bruder einer mächtigen Schützerin übergeben“, sagte sie ruhig; „sie wird ihn mir zurückführen.“

Und es bedurfte eines mächtigen Armes!

(Schluß folgt.)

„Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen.“ Pius X.